

**Grundbeziehungen europäischer Kultur:
Anerkennen, Gottesferne und Resonanz
3.Sommersymposion 2014 in Klappholtal (Sylt)
Montag 7.Juli bis Freitag 11.Juli 2014
Notizen zum Symposion/Wolfgang Teichert
Alle Fotos: Doris Schick**



Anerkennen auf „der Insel“ bei Rivierawetter

0.Die Ausschreibung

Erkennen, darum kümmert sich in Philosophie und Alltag fast alles, aber anerkennen? Das war einst Domäne des christlichen Weltwahrnehmens: Erkennen, wie man bereits anerkannt ist. Heute können wir als Hintergrund der meisten sozialen und privaten Konflikte Erfahrungen von Kränkung, Beleidigung und Erniedrigung erkennen. Selbst wenn vordergründig um materielle Dinge gestritten wird, steht doch dahinter immer auch dass unbefriedigte Bedürfnis nach Anerkennung. Konflikte entzünden sich an Verhältnissen systematisch versagter Anerkennung. Sie sind dazu angetan, die menschliche Würde zu verletzen

“ Dem verletzbaeren Anderen können wir nur gerecht werden, wenn wir durch Zuwendung und Unterstützung, durch Bestätigung und Anerkennung sein Ich stärken und sein Selbstvertrauen, seine Selbstachtung, sein Selbstwertgefühl fördern.“, schreibt der Philosoph Jürgen Habermas.

Aber Anerkennung wäre nicht wirksam ohne seine religiösen Hintergründe. So verdankt sich zum Beispiel das Werk Martin Walsers, von seiner Dissertation über Kafka, über die ersten Erzählungen und seine großen Romane der sechziger und siebziger Jahre bis hin zu den großen Romancen der letzten beiden Jahrzehnte, einem religiösen Impuls. Walser begreift die Religion als Ausdruck eines Mangels: „Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn.“ Religion zeigt, was fehlt. Aber es gilt auch dies: „Wir werden in Zeichen widerfahrenen Lebens angesprochen“, so Martin Buber (Philosoph unserer 1. Sommersymposiums). Deswegen gehören Erfahrungen der Gottesferne und des Vermissens ebenso wie Resonanzerfahrungen zum Leben.

Mit Lectures aus Philosophie, Psychologie, Theologie, Literatur, mit Filmbeispielen, mit Lektüre und mit viel Zeit für Gespräch und Erholung am eben über die Dünen liegenden Strand versucht das 3. Sommersymposium auf Sylt dem Thema „Anerkennung und Gottesferne“ in eigener Resonanz gerecht zu werden.



Drei Stichworte gaben diesem Symposium seinen typischen und wegweisenden Klang: Anerkennung, Gottesferne und Ruf. Das seien geheimnisvolle und etwas kryptische Themen fanden einige zu Beginn, um dann aber gleich am ersten Abend sich gefangen nehmen zu lassen von der Spur, die Begriff und Ereignis von Anerkennung wirklich weisen können. Dass Ort und Wetter für jene Leichtigkeit sorgten, die auch die Schwere des Seins anzuschauen vermochte, soll zu Beginn erwähnt werden. Dies 3. Symposium lebte mehr als die beiden vorangegangenen vom Gesamtkunstwerk Teilnehmende, Ort, Wetter, Inhalt.

I. Assoziativer Einstieg zur Anerkennung mit allen Beteiligten:

Drei Fotos (Buschzitat, diplomierte Studenten und klatschende Hände) gaben den Assoziationshintergrund, mit dem wir in unsere Themen von Anerkennung und Gottesferne eingestiegen sind.

Wir hörten: Bestimmte Leistungen, forderten von sich aus unsere Anerkennung, warum eigentlich? Einander anerkennen meint, so sagten wir, den anderen Menschen den Status eines von uns unabhängigen Wesens zuzugestehen. Der Andere habe ein Anrecht darauf, als eigene Person wahrgenommen und respektiert zu werden. (ein Aspekt, auf den später Hinderk Emrich in seiner Lecture (2) eingegangen ist.)

Einander anerkennen statt einander zu dominieren, wären Aspekte einer Beziehungskultur. Einander wechselseitig anzuerkennen könnte grundsätzlich helfen, die Beziehungskultur zu kultivieren.

Anerkennen wäre Verzicht auf Abwertung oder Aberkennung, insofern sei Anerkennung harte Arbeit.

Aber, so ein anderer Beitrag: Ist etwas einmal anerkannt, dann kann es nicht mehr leicht zum Verschwinden gebracht werden. Aus dem Anerkannten können sich dann Normen, Werte, Orientierungen ergeben, auf die sich eine Gemeinschaft verpflichtet.

Unser Gespräch kreiste dann lange um die Frage: Wie entsteht die Fähigkeit, einander anzuerkennen?

Die Suche nach Anerkennung könne man schon in der Beziehung zwischen dem Säugling und er Mutter oder dem Vater sehen. Denn das Kind wolle nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, sondern auch (verbal und non verbal) mitgeteilt bekommen, dass es selber gut ist, so wie es ist.

Indem wir anerkannt werden, können wir uns selber anerkennen., und aus dieser versicherten Identität heraus können wir wieder andere anerkennen und verhelfen wir ihnen immer wieder zu Bestätigung ihrer Identität. Also: Um andere anerkennen zu können, müsse man selbst anerkannt worden sein.

Das habe im Lauf des Lebens immer wieder zu geschehen, nicht nur – wie angemerkt wurde – im Rahmen einer Leistung, sondern auch im menschlichen So-sein (ein Aspekt auf den Karin Schäfer vertiefend hinweisen wird in Lecture

1) . Jedenfalls verursache ein Anerkennungsdefizit oder ein Anerkennungszerfall offene oder verborgene Scham, die dann abgewehrt werden müsse, etwa durch Abwertung oder Idealisierung von Anderen oder sich selbst. So könnten paradoxerweise Gewalttätigkeiten der Versuch sein, die „Anerkennungsbilanz“ aufzubessern.

Diese „Bilanz“ aufzubessern könne aber eben auch dadurch geschehen, dass man lernt, andere zu respektieren.. Es sei sowohl im politischen wie im persönlichen Bereich heute ein beunruhigender Mangel an Anerkennung zu beobachten. So sei ein großer Teil unserer Geschichte stets in der Gefahr gewesen, den anderen Menschen in seiner Andersheit der Vernichtung preiszugeben. Es wurde auch schon zu Beginn der Soziologie Axel Honneth (sein Buch über Anerkennung erschien 2003) zitiert mit seinen drei Bereichen oder Stufen von Anerkennung:

Rechtliche Anerkennung der Person als solcher, unabhängig von seinen Leistungen oder seinem Charakter (Gleichheit). Z.B. zeigte sich in der US-Bürgerrechtsbewegung, dass Unterprivilegierung zu einem lähmenden Gefühl von sozialer Scham führte und rechtliche Anerkennung wichtig für die Selbstachtung des Menschen ist.

Soziale Anerkennung (Wertschätzung), die sich auf individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen bezieht und schließlich

Emotionale Anerkennung (Zuwendung), die sich auf die Bedürfnisnatur des Menschen bezieht. Wir beziehen sie normalerweise aus Familie, Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Honneths Grundthese wurde bereits am ersten Abend diskutiert. Sie lautet: Soziale Konflikte könne man grundsätzlich als Anerkennungskonflikte verstehen, das heißt, selbst wenn vordergründig um materielle Dinge gestritten wird, steht doch dahinter immer auch das menschliche Bedürfnis nach Bestätigung, Liebe, Wertschätzung, Respekt. Hinderk Emrich wird dem eine weitere Dimension von Anerkennung hinzufügen, die er *transzendierende Anerkennung* nennt, die in einer Art An-Rufung die Andersheit des Anderen „nicht im Griff“ hat, weil sie weiß: „Es gibt etwas, ein surplus, ein Darüberhinaus, das sich unserem Wissen, unseren Erkenntnismöglichkeiten entzieht. „

Hingewiesen wurde am Schluss auf das Risiko , sich wehrlos zu zeigen mit einem Werk oder gar mit seiner Person, denn man sei dann sehr verletzlich und auf anerkennende Resonanz angewiesen. Mit dem Wort Resonanz geraten wir

bereits in musikalisches Klangerleben. Auf die Anerkennung unserer Endlichkeit und Verletzlichkeit wird die dritte Lecture (3) von Wolfgang Teichert in die Musik gehen; es ist eine Kantate von Johann Sebastian Bach „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“, die nicht nur zu heilender Resonanz anregen kann, sondern auch zu einer Umkehrung von Zeiterleben und zum Anerkennen einer anderen Zeit als die chronologische.

Dienstag 8.Juli 2014

Für mehr als mich

Ich bin ein Sucher eines Weges.

Zu allem was mehr ist als

Stoffwechsel

Blutkreislauf

Nahrungsaufnahme

Zellenzerfall.

Ich bin ein Sucher eines Weges

der breiter ist als ich.

Nicht zu schmal.

Kein Ein-Mann-Weg.

Aber auch keine staubige, tausendmal

überlaufene Bahn.

Ich bin ein Sucher eines Weges.

Sucher eines Weges für mehr

als mich.

(Günter Kunert)

Erste Lecture(nachzulesen im Anhang 1).Thema:“ Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen. Anerkennung: versagt und ersehnt, durch wen und warum“ Bereits Karin Schäfers Voranstellungen machten deutlich, was sie zur Anerkennung sagen will. „Begegnen sich Wirklichkeit und Wahrheit. Fragt die Wirklichkeit: Wie die Wahrheit es mit ihr aushalten könne? „Ich habe Zeit“, antwortet die Wahrheit“. Anerkennung also ist ein Prozess, der Zeit braucht. Wenn sie fehlt, dann geht man ein wie ein Kaktus ohne Sonne

Von drei Grundanerkennungen ging diese erste Lecture aus.

1. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist
2. Wir sind nicht fertig, sondern im Werden
3. Etwas fehlt

Zu 1. Es handelt sich um ein Zitat, das Gott in den Mund gelegt ist, also ein Spitzensatz der Lebenserfahrung. Dies „leichte Gespinnst, das wir Ich nennen“, braucht nicht Vernetzung, es ist Vernetzung

Zu 2. Was ist zu empfehlen bei fehlender Anerkennung? Auf der Lebensreise nämlich würden die „Anerkennungsvitamine“ verbraucht. Unser „ich“ werde erst in den Geschichten des Lebens zu dem, was es ist. Sind wir geworden, was wir werden sollten oder wollten, frage Karin Schäfer weiter. Sind wir geworden, „wie wir gemeint sind“. Man könne sein Leben verfehlen, sagte die Referentin, aber dann begänne die Anerkennungsgeschichte erst richtig. Erkennen, dass wir



bereits erkannt sind, dass wir keine Solitäre seien, dass wir in einem Geschehenszusammenhang lebten, der einen Anfang hat und wohl auch ein Ende. Das gelte es anzuerkennen.

Ad 3: "Aber etwas fehlt!" das sei Brechts bester Satz in „Mahagonny“. Paule brüllt ihn in der achten Szene seinen Freunden entgegen, weil es ihm in Mahagonny nicht gefällt - er spürt einen Phantomschmerz. Anerkennung – so die Referentin - sei ein Sehnsuchtsthema. Darum aber auch so gefährlich, denn wie viele moderne Menschenopfer in Form von emotionaler Zerstörung bringen

wir auf dem Altar der Anerkennung dar? Zwanghafter Perfektionismus, fassadenhafte körperliche Vollkommenheit und luxuriöse Lebensgewohnheiten sind die neuen goldenen Kälber, um die wir bis zur Erschöpfung tanzen.

Festzuhalten bleibe: Wir hätte anzuerkennen: „etwas fehlt immer und wem nichts fehlt, der hat es nur noch nicht gemerkt“. Was Dir fehlt, habe Luther gesagt, sei die Vergebung Deiner Verfehlungen. Erlösung gebe es nicht aus eigener Kraft (autonom), aber auch nicht durch Perfektionismus oder durch andere Menschen (heteronom), sondern – mit Tillich gesprochen – nur theonom. Es gelte eine „doppelte Staatsbürgerschaft“ anzuerkennen: Unsere Wurzeln lägen im Himmel und unser Heimatrecht sei auf der Erde. Deswegen bleibe, dass etwas immer fehlt, aber mit Luther: „So viel du glaubst, so viel hast du.“

Das Gespräch zur ersten Lecture dreht sich ganz praktisch um die Frage: Woher weiß ich, wie ich gemeint bin? Vielleicht wisse man das erst in der Stunde des Todes, wurde angemerkt. Oder mit Rilke (aus dem 19. Sonnett an Orpheus): *Nicht sind die Leiden erkannt/nicht ist die Liebe gelernt,/und was im Tod uns entfernt,/ist nicht entschleiert..*“ Der setze dann auf das feiernde Lied über dem Land. Es kam der Hinweis, da die Wahrheit Zeit hat, auf Kafkas: „Psychologie ist Ungeduld...Alle menschlichen Fehler sind Ungeduld“(aus dem 3. Oktavheft). Sie versuche zu schnell das Unsagbare zu erklären:“ Die innere Welt lässt sich nur leben, nicht beschreiben“, schreibe Kafka: „Wegen der Ungeduld sind sie aus dem Paradiese vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht aber gibt es nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück“. Das heißt: An – erkennung bedeute nicht Kennung, nicht Bescheidwissen, sondern Sehnsucht in Unsagbarkeit. Und doch warte man darauf, dass so etwas wie Wahrheit sich zeige im Leben...

Abends dann die Walser Lektüre oder besser: Das Zitat von **Karl Barths Kommentar zum Römerbrief**. „*Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste.*“ Dieses Zitat stammt nicht aus den Memoiren eines evangelischen Theologen, der den Glaubensverlust der Zeit beklagt, sondern aus einer öffentlichen Rede, die der Schriftsteller Martin Walser vor ein paar Jahren an der Universität Harvard zum 9. November gehalten hat. Die Rede trägt den Titel: *Über Rechtfertigung. Eine Versuchung*. Und sie ist bemerkenswert, weil Martin Walser in dieser Rede auf unkonventionelle Weise das ureigenste Thema des evangelischen Glaubens behandelt und das hat mit Anerkennung von Seiten

einer Instanz zu tun, derer man nicht habhaft werden kann. Da sucht einer nach Anerkennung (er nennt es Rechtfertigung,) der es, so würde man meinen, gar nicht nötig hätte. Einer, der als Schriftsteller weltweite Aufmerksamkeit genießt und mit seiner Literatur zahlreiche Erfolge gefeiert hat. Trotzdem erliegt Walser nicht der Versuchung, sich und seinem Werk zu vertrauen und sich als weltberühmten Autor zu rechtfertigen. Er verweist nicht auf seine Bücher und Preise, sondern stellt sich als Mensch ganz ungeschützt die Frage, ob und wie sich ein Leben rechtfertigen lässt, wenn es langsam an sein Ende gelangt und ein Resümee erwartet wird. Denn davon geht Walser aus: Gerechtfertigt zu sein, das *war* nicht nur einmal das Wichtigste, sondern das *ist* es nach wie vor für jeden Menschen, dem es ernst ist mit seinem Leben und der sich nicht mit falschen Beruhigungen begnügt. Zu solchen Ablenkungsmanövern zählt er den eigenen Erfolg in der Arbeit, die sog. Leistungen der menschlichen Kultur und vor allem jede Form von moralisierender Rechthaberei, mit der sich Menschen selbst ethisch Anerkennung zu holen und zu rechtfertigen suchen, indem sie andere moralisch abwerten. Darunter hatte Walser in seinem Leben offenbar am meisten zu leiden. In seinem Lebensbericht nehmen die Situationen großen Raum ein, in denen er moralisch angegriffen wurde und sich rechtfertigen musste. Nun meint Walser einen Weg gefunden zu haben (oder gerade einen Nichtweg) bei einem – wie er ihn nennt – „Religiösen“, der einfach aussteigt aus dem Wettbewerb und Anerkennung. Und dieser Mensch ist für Walser kein anderer als der Theologe Karl Barth. Denn in Barths Buch über den Römerbrief findet Walser den Rufer in der Wüste, der mit vollmächtiger Sprache an die menschliche Not erinnert, sich rechtfertigen zu müssen, ohne es zu können. Walser zitiert sogar eine dieser typischen Passagen aus dem Römerbriefkommentar:

„Nein, der Boden des ‚Gesetzes der Werke‘ muss uns unter den Füßen zusammengebrochen sein. Kein ‚Werk‘, auch nicht das feinste und geistigste ... kann mehr in Betracht kommen. ...unsere Religion besteht in der Aufhebung unserer Religion, unser Gesetz ist die grundsätzliche Außerkraftsetzung alles menschlichen Erfahrens, Wissens, Habens und Tuns. Nichts Menschliches bleibt übrig, was mehr sein wollte als Hohlraum, Entbehren, Möglichkeit und Hinweis, als unscheinbarste unter den Erscheinungen dieser Welt, als Staub und Asche vor Gott, wie alles, was in der Welt ist.

Unter diesem Aspekt wäre anzuerkennen, dass Bemühungen um..., Glänzen mit... Askese üben aus... für Erkennen und Aushalten des ganz Anderen wenig oder gar nichts nützen. „Der Weg von der alten zur neuen Welt ist kein

Stufenweg, keine Entwicklung in irgendeinem, Sinne, sondern ein neues Geborenwerden“¹



Resonanzen darauf: Man bekomme „keine Luft“ mehr.

Das einzige, was zählt ist das, was nicht zählt!

Das haut mir „Zack“ die Beine weg!

Der ganz Andere, sozusagen von oben nach unten.

Meine Lebensgeschichte geht darin verloren.

Wenn „christlich“ etwas mit „Haben“ zu tun hätte, wäre das für Barth ein Missverständnis des Christlichen.

„Meine Erfahrung zählt nicht“.

Etwas absolut Radikales. Bodenlos. Es erschöpfe die Kälte.

„Mir geht es schon schlecht genug, ich brauche nicht noch eins drauf!“

Aber es befreie einen vom „Gutmenschentum“

Für Walser ist Barth Zeihen dafür, dass etwas fehlt, wie Karin Schäfer gesagt hat. „Wer sich heute fast instinktiv erhaben fühlt über alles Religiöse, weiß vielleicht nicht, was er verloren hat“.²

¹ Karl Barth.. Theologische Fragen und Sntworten. Ges,Vorträge. Bd.III. Zollikon-Zürich 1957. Seite 13

² Martin Walser: Über Rechtfertigung. Eine Versuchung. Reinbek ebi Hamburg 2012. Seite 32

Aber dann wieder mit Barth: Religion sei die grundsätzliche Außerkraftsetzung alles menschlichen Erfahrens, Wissens, Habens und Tuns. Nichts Menschliches bleibt übrig, was mehr sein wollte als Hohlraum, Entbehren...Staub und Asche. Ohne Hoffnung auf Hoffnung hin glauben, diese Formel imponiert Walser. Und für das Thema Anerkennen zeigt sich, dass man, um anerkannt zu sein, nichts „in der Hand“ haben muss! Vielleicht liegt darin die Faszination, dass ein Schriftsteller dieses Jahrhunderts, den kulturkritischen Theologen nach dem 1. Weltkrieg wieder mit Spannung für sich entdecken kann: „Anerkannt sein, als sei man es nicht“, würde Paulus sagen.

Mittwoch 9.Juli 2014

*Wie leicht/ wird Erde sein/ nur eine Wolke Abendliebe/ wenn als Musik erlöst/
der Stein in Landsflucht zieht*

*und Felsen die /als Alp gehockt/ auf Menschenbrust/ Schwermutgewichte/ aus
den Adern sprengen*

*Wie leicht/ wird Erde sein/ nur eine Wolke Abendliebe/ wenn schwarzgeheizte
Rache/ vom Todesengel magnetisch/ angezogen/ an seinem Schneerock/ kalt und
still verendet.*

*Wie leicht/ wird Erde sein/ nur eine Wolke Abendliebe/ wenn Sternenhaftes
schwand/ mit einem Rosenkuß/ aus Nichts*

Nelly Sachs

Die 2. Lecture, gehalten von **Hinderk Emrich**, war eine Rede gegen das „Wortgeröll“ und für eine Annäherung an das Unsagbare. Denn wie kommt man aus dem „Wortgeröll“ heraus? Man dürfe nicht bei den Worten stehen bleiben, sondern zum Anerkennen und Anrufen (Ansingen)fortschreiten. Er brachte sozusagen eine Steigerung ins Verständnis von Anerkennen, nicht nur Wiedererkennen, nicht nur Anerkennen nach durchlaufendem Zweifel, sondern sozusagen eine höhere Form, die anerkennt, dass das oder der Andere einfach da ist, jenseits dessen, was ich verstehe und nicht verstehe; ein wirkliches Anerkennen der Andersheit des Anderen. Anerkennen als Vorleistung. Um eben solche Form von ersehnter(und meistens verweigerter) Anerkennung gehe es im Werk von Kafka ebenso wie in dem späten Werk (Todesarten) von Ingeborg Bachmann. Emrich führte dies fort fast zu einer Beschreibung unserer

religiösen Obdachlosigkeit heute, weil wir nicht mehr fähig seien, den „Ruf“ oder „Anruf“ an uns zu hören. Genau das sei aber Thema des „Prozess“ bei Kafka. Der Autor sei eine „wissende Stimme, die zugleich aus dem Bewusstsein und aus dem Unbewussten zu uns spricht“. Denn Aufgerufen, angerufen, seien wir alle, die wir uns diesem Roman nähern, als diejenigen, die, indem sie erwachen, „verhaftet“ werden: in eine rätselhafte Haft genommen durch einen zugleich inneren und äußeren Prozess, in dem wir gemeint sind: Wir sollen „aufgeweckt“ sein zu einer Form von Intuition für den Lebensruf an uns.



Die Resonanz schließt an mit der Frage nach einer „Philosophie des Unsagbaren“, um dem Wortgeröll zu entkommen, das auf allen Kanälen spielt. Der Seelenarzt fragt danach, wie das Seelische sich ausdrückt, denn das „Psychische in uns“ kenne viele Sprachen (Tanz, Singen etc). Die Frage sei, ob sich diese „Sprachen“ ineinander übersetzen ließen.

Dem Referenten helfe die Tatsache, dass jedes Ich auch eine andere Seite hat(Doppelgänger). Und das erleichtere, Sprache wie einen Ruf zu verstehen von eben dieser anderen Seite, wie in Rilkes 9.Elegie, die Emrich im Gespräch zitiert:

*Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar
in uns erstehn? – Ist es dein Traum nicht,
einmal unsichtbar zu sein? – Erde! unsichtbar!*

*Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?
Erde, du liebe, ich will. Oh glaub, es bedürfte
nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen –, einer,
ach, ein einziger ist schon dem Blute zu viel.
Namenlos bin ich zu dir entschlossen, von weit her.
Immer warst du im Recht, und dein heiliger Einfall
ist der vertrauliche Tod.*

*Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit noch Zukunft
werden weniger Überzähliges Dasein
entspringt mir im Herzen.“*

Hier werde anerkannt, was es heißt, ein Mensch zu sein. Ganz hier.

Das Gespräch wandte sich der Zentralgestalt des Christentums zu, die eben dies „Doppelgängertum“ klar zum Ausdruck bringe mit einem Urwillen, dem Ruf des eigenen Lebens zu folgen. (In traditioneller Sprache: Zu leben und zu tun, was Gott von uns will). Das alles sei schwer sagbar, denn Wort seien toxisch, wenn man sie nicht als Ruf und Anruf versteht. Das gelte es anzuerkennen.

Nachmittags lesen wir dann die Dom- Szene aus Kafkas Prozess, zugleich lesen wir als Kontrast aus Jesaja 43. „Ich habe dich bei Deinem Namen gerufen“. Frage: Von wem ergeht so ein Ruf?. Die kafkasche Unberechenbarkeit bekomme bei Jesaja ein barmherziges Gesicht als Grund und Grenze des Lebens. Das führe aber nicht an der Konfrontation mit Kafka vorbei, die besagt. Leben ist immer auch ein inneres Gericht. Wir diskutieren darüber, ob Kafka hier „gnadenlos“ sei, oder ob nicht doch im Gespräch mit dem Geistlichen liebevolle Worte erklingen, deren Chancen jedoch nicht ergriffen werden. Genau das aber, sei eine Aufforderung an den Leser, es anders zu halten als Herr K.

Abends dann Ingmar Bergmanns Film Das Schweigen aus dem Jahr 1963. Abgesehen davon, dass heute die damalige Aufregung um Moral oder Unmoral dieses Films gar nicht mehr nachzuvollziehen und zu verstehen ist, zeigt er,- häufig aus der Perspektive eines dreizehnjährigen Jungen – die Geschichte von zwei Schwestern auf Reisen in einer fremden Stadt, die einander in Hassliebe zu- und abgetan sind. Anerkennung und Aberkennung lösen sich im raschen Wechsel immer wieder ab. Bergmann hat später erzählt, dass der Stoff dieses Films zurückgehe auf einen Traum. Unter dem Eindruck der Lecture und unsres

Gesprächs könnte man diesen Film (wie Kafka und Bachmann) auch als Versuch interpretieren, den „Ruf“ zu hören, einzig der Junge scheint in der Lage, der Spur dieses Rufs zu folgen.



Donnerstag 10.Juli 2014

*Wenn einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor,
Und seiner Fesseln sanft sich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heilger Strom
30
Von Tönen andrer Welt*

(aus J.G.Herder. Tonkunst)

Einstimmung in den „Sound“ dieses Tages mit Herder, der in der Musik nicht ein ozeanisches Verschwimmen oder ein romantisches Harmoniekonzept sah, auch keine neukatholische Sentimentalität wollte: „Je länger du in diesen Tiefen schwindelst“, hat er gesagt, „desto mehr verwirrt dich deine Zunge; du sagst nichts, wenn du etwas Unaussprechliches sagen wolltest... Alle wahren Gottbegeisterte schweigen vom Unaussprechlichen und sagten, was sie in der Sprache der Menschen, zumal in den Grenzen einer Kunst, sagen konnten. Der Ausdruck, der der Religion geziemt, ist nicht Schwärmerei, sondern Einfalt und Weisheit“³

³ Johann Gottfried Herder: Werke in zehn Bänden hrsg. V. Günter Arnold, Martin Bollacker u.a. Frankfurt am Main. 1985-2000. Seite 513f. zitiert bei Markus Buntfuß über Herder in: Kleine Transzendenzen. Münster 2003. Seite 52

Wir beginnen mit dem Hören der Bachkantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“ (BWV 106): Denn der Klang spricht durch das Ohr zu den Affekten. Hier geschieht also Wahrnehmung nicht aus Distanz. Alle Distanz wird in der Wahrnehmung aufgehoben. Wir sind das, was wir vernehmen, ja, auch ausgeliefert an das, was uns dann widerfährt. Und das was uns widerfährt (Affekte sind Widerfahrnisse „Patāmatha“), ist von den Schwingungen, in die uns das Widerfahrnis versetzt, nicht abzulösen.

Bachs Werke werden ständig reproduziert, aber man verbindet die Reproduktion mit dem Vorbehalt, dass niemand sich verpflichtet fühlen müsse, das, was hier ausgesprochen wird, zu glauben. Also: Irgendwie begleitet unsere Zeit diese Musik mit einem unablässigen Dementi. Dabei versteht sich diese Musik als Auslegung des Wortes, sie repräsentiert das gesamte Erbe der europäischen Musiktradition des Mittelalters und der frühen Neuzeit, ein unerhörter Prozess geistiger Aneignung. Geschichte ist für das Barock nicht Vergangenheit, sondern „Gegenwart in der spezifischen Form der „*Re-präsentation*“ Bach will Unsichtbares und Unhörbares Gestalt werden zu lassen. Und das geht nach seiner Einsicht erst, wie Georg Picht herausgefunden hat „ durch Unterordnung unter ein ihr zunächst fremdes *Gesetz zur wahren Musik, nämlich zum Medium einer Bedeutung geworden, die sie repräsentiert. Die Bedeutung begründet die Form dieser Musik. Sie soll nicht nur gehört. Sie soll auch versanden werden.*“⁴ Dem versuchte Wolfgang Teichert unter der Perspektive von „Anerkennung“ gerecht zu werden.. Diese Kantate ist ein Frühwerk von Johann Sebastian Bach. Ihm gehe es um die Anerkennung von Endlichkeit, Anerkennung einer anderen Form von Zeit (Ewigkeit), Anerkennung schließlich von Verletzlichkeit und vorgängiger Güte. Ob wir auch einmal „in Frieden fahren“ können, wie die gesungene Antwort auf Bachs auskomponierte kleine Zeitphilosophie es sich wünscht, das wissen wir nicht. Auf jeden Fall in Deine Hände, komponiert er dem sinnlichen Alt, der das Leben schätzt

Das Gespräch geht um den Zusammenhang von Religion und Eros, komponiert im „Komm, Herr Jesu“, das wir auch als ein Komm gerichtet an uns gehört haben.

Ausgangspunkt für Bachs Musik – das müsse gesehen werden – sei die ungeheure Verletzlichkeit gewesen, nicht nur individuell, sondern auch durch die unendlichen vorangegangenen Zerstörungen in dieser Gegend und Zeit.

⁴ Georg Picht: Die Dimensionen der Universalität von Johann Sebastian Bach. In: Hier und Jetzt: Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima. Stuttgart 1980 Seite 271

Woher, so die Frage, habe Bach die Kraft gehabt, seine Traumata mit Tod und Sterben in „Hochzeit“ zu verwandeln?

Auf jeden Fall sei bei ihm auch das biographische Scheitern noch gnädig umfassen („In Deine Hände...“)

Warum sagt Herr K. nicht Amen, fragt jemand, auf den Schluss der Kantate zielend. Vielleicht sei der „Prozess“, so eine Antwort, sozusagen die Folie oder der Entwurf einer negativen Theologie“, auf der Bachs Musik heute überhaupt erst wirksam werde?



Abends dann ein langes Gespräch über Kafka, Bachmann und Johann Sebastian Bach. „Anerkennung versagt und ersehnt“, dieser Untertitel von Karin Schäfer zog sich auch durch dieses zum Teil sehr persönlich geführte Gespräch.

Man könnte zu Sylt sagen mit Tucholsky: „Diese Tage hatten sie gelebt.“

Und zum Zusammenhang von Anerkennung und Religion: Nicht nur, dass man, wie Walser, schmerzlich „das Fehlen Gottes“ konstatiert, sondern es gab- immer

wieder anklingend - Spuren der Anerkennung davon, dass: Gewalt der(auch biographischen) Vergangenheit aufgebrochen und verwandelt werden kann; dass das Gift des Gewesenen und Verwesenden seine toxische Kraft verliert und dass es so etwas wie Anerkennung (z. B. Vergebung von Schuld) wirklich geben könne für andere Anfänge und somit Zukunft.

„Gottes Zeit“, so könne man sagen, wäre und war jenes „Neben die Zeit treten“, „zeiteröffnend sozusagen. Anerkennung von Zeit als das, „was zwischen mir und dem ganz Anderen passiert. Die Zeit steht für die Dynamik und die Spannung einer Beziehung.“ (E. Levinas) .

Wir jedenfalls haben die Zeit auf Sylt als Anerkennung und kommunikativen Handeln im eigentlichen Sinn erlebt, weil wir einander Raum und Zeit gewährt haben, so dass in diesem Zeit-Raum jeder da-sein und sich mitteilen konnte und eines jeden Beiträge gemeinsam beachtet und geachtet worden sind.“

Freitag 11. Juli zum Abschluss:

Wolfgangs assoziativen Stichworte

„Von Weitem wie ein Militärcamp, Klappholttal, drinnen eine Dünenose für Lassen, Lachen, Lamentieren und Leben; Leben , anerkannt in seinem Schmerz der Endlichkeit, mit der These, Anerkennen habe das „Prä“. Es sei tiefer und eher als Aberkennen; jedenfalls ein Meilenstein dafür, so zu werden, „wie wir gemeint sind“; auch Joseph K. ist gemeint, sozusagen dafür, es bei besserer Gelegenheit anders zu machen. Die Verfehlungen von Gestern verpflichten zu nichts in der allerbesten Zeit auf der Insel mit Wolken wie Watte, mit Meer wie Musik(Azurblau: „Das Blau war außer sich vor Freude“ dichtet Elisabeth Borchers)), mit Menschen, die einander wahrnehmen im Geschehen dieser Tage, kein „actus tragicus“, sondern ein „actus purus“, pura vida“, wie die Costarikaner bei der hier mit verfolgten Weltmeisterschaft in Brasilien ausgerufen haben: Ball, Busen, Bein mit der Aussicht auf ein Endspiel, von dem wir glauben – wie immer es ausgeht – es wird nicht das ENDSPIEL sein, wengleich wir die Spanne zwischen A und O auch lebensgeschichtlich haben anklingen lassen, mehr zum „O“; hin, auf jeden Fall dankbar, wenn Dankbarkeit die tägliche und nachhaltige Zustimmung ist zu der Tatsache, dass wir geboren sind für diese Erde. Kleine „Ahas“ in diesen Tagen, dass einem etwas „aufgegangen“ ist und sei es nur die tägliche Gewissheit, dass gleich hinter den Dünen der Strand kommt und die weite See. Das Leben, sagt Herr K.(diesmal

Kierkegaard) kann nur rückwärts verstanden, muss aber vorwärts gelebt werden unter diesem Sylter Himmel in Sommernächten mit sprühenden Sternen

Sätze aus der Abschiedsrunde

„Ich muss alles in Frage stellen und kann mich nicht zurückziehen.“

„Man kann sich verlaufen in den Dünen. Es gibt ein Durcheinander. Bergmann und Kafka sei Dank und Hinderk.“

„Sehnsucht bleibt“

„Es ist notwendig, sorgsam und tolerant miteinander umzugehen“

„Anerkennen ist fundamental für unser Zusammenleben, mitten ins Leben!“

„Wie ich gemeint bin, darüber habe ich nicht nachgedacht. Ist das gut oder gefährlich? Und was wird aus der Unschuld?“

„Das Dreigestirn der Referenten.“

„Es ist gut, wie es ist.“

„Wie war ich wohl gedacht? Ich bin zufrieden, aber war das so geplant?“

„Ich bin beglückt, nachdem ich am Anfang gespannt gewesen bin, wie sich das hier entwickeln soll.“

„Es war wohltuend, nicht allein zu suchen in diesen Tagen .“

Segen

ist ein Lächeln, das den Schmerz, auch den Abschiedsschmerz vertreibt, sagen die naturverbundenen irischen Mönche.

Seid also gesegnet.

Füße bewegt im Sand

Barfuß gar,

Sonne in den Haaren, heller geworden,

Herz voller Aufblühen

Augen mit Strahlen, Ohren mit Musik.

Geht mit dem Frieden dieser Stätte,

mit der Frische des Wassers

und der Kraft, dem Fehlenden in Eurer Sehnsucht Gestalt zu geben.

Allerbeste Zeit ,zu „Gott hin“

Adieu

